

Simon Strauß: „In der Nähe“

Nahaufnahme

Von Michael Eggers

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 24.11.2025

Simon Strauß, Theaterkritiker der FAZ sowie Romanautor und Erzähler, hat sich in den Mikrokosmos der ostdeutschen Kleinstadt Prenzlau begeben, um die Stimmung und das Lebensgefühl der Menschen dort zu beschreiben – vor dem Hintergrund einer zunehmenden Polarisierung von Ost und West.

Dass die vom Verfassungsschutz als gesichert rechtsextrem eingestufte AfD im September 2026 in einem ostdeutschen Bundesland die absolute Mehrheit erhalten könnte, macht vor allem in Westdeutschland viele Menschen fassungslos. Aktuell erscheint die Kluft zwischen Ost und West größer denn je. Grund genug für Simon Strauß, der Frage nachzugehen, wie und wo denn gegenwärtig ein gemeinschaftliches Lebensgefühl in Deutschland überhaupt denkbar sei. Es ist der Journalist Strauß, nicht der Autor der Romane und Novellen, der mit dieser Frage im Gepäck nach Prenzlau fährt, eine Kleinstadt in der Nähe der deutsch-polnischen Grenze. Allerdings nicht, um dort dann Tagespolitik zu diskutieren und politischen Gesinnungen auf den Zahn zu fühlen, sondern um vor Ort herauszufinden, wie das Zusammenleben die Menschen prägt – und ob dabei so etwas wie ein regionales, ostdeutsches Wir-Gefühl entsteht.

„Hier, in der ostdeutschen Kleinstadt, lernt man mehr über die Herausforderungen des Landes als in seinen unübersichtlichen Metropolen. [...] Prenzlau – das ist das schlechte Gewissen der Großstadt, das ist die vielzitierte Überlastung der Kommune, das ist die drohende Machtübernahme von rechts, das ist aber auch die Sorge um Arbeit, Zukunft und Wohlstand. Und vor allem: die Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach Zugehörigkeit und nach Nähe.“

Im Gespräch mit den Bürgern

Als bevorzugtes Recherchemittel seiner essayistischen Reportage wählt Strauß das Gespräch. Er trifft sich mit den lokal gewählten Politikern der AfD genauso wie mit einem syrischen Flüchtling, er spricht mit den Arbeitern des traditionsreichen Armaturenwerks, der Kitaleiterin und dem dort stationierten Oberstleutnant. Unübersehbar ist das Vorbild dieser Ortsbegehung: die „teilnehmende Beobachtung“ „Deutschboden“ von Moritz von Uslar, die eine brandenburgische Kleinstadt über zwei erfolgreiche Bücher und einen Film hinweg von innen porträtierte. Was Strauß so gezielt vermeidet wie Uslar, das ist die Distanz des Ethnologen, der nüchtern registriert und systematisiert. Denn als eine der Ursachen für den

Simon Strauß

In der Nähe. Vom politischen Wert einer ostdeutschen Sehnsucht

Tropen Verlag

240 Seiten

24,00 Euro

politischen Pendelschlag nach rechts macht er die zu große Distanz zwischen den amtlichen Entscheidungsträgern und den von ihrer Politik Betroffenen aus. Etwa, wenn sich auf dem Neujahrsempfang, einem sozialen Großereignis der Gemeinde, keiner der Lokalpolitiker blicken lässt – außer denen der AfD. Oder wenn der damalige Kanzler Scholz bei einem Wahlkampfauftritt in Prenzlau eine zu abstrakte Sprache spricht, von der sich die Zuhörenden nicht angesprochen fühlen. Um die von ihm ausgemachte Stimmungslage der Prenzlauer nachvollziehbar zu machen, rechnet Strauß eine lange Reihe der Erniedrigungen hinzu, die die ostdeutsche Bevölkerung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in besonderem Maß getroffen habe.

„Die kaskadenhaften Erfahrungen von Ohnmacht im Angesicht von Banken Krisen, Coronamaßnahmen und zuletzt den Auswirkungen einer die Region um Prenzlau herum besonders hart treffenden Sanktionspolitik gegen Russland, haben vor Ort zu einem Zuwachs an Vergeltungsfantasien geführt. Diese Empfindung wird gesteigert durch den Umstand, dass Entscheidungen [...] zum Großteil in der gefühlten Ferne einer Bundeshauptstadt getroffen werden [...]. Es ist genau dieses Gefühl von fehlender politischer Nähe, die den Nährboden dessen bildet, was sich im Osten tagespolitisch in Umfragewerten und Wahlergebnissen ausdrückt.“

Modell Kleinstadt

Immer wieder aber mündet Strauß' Diagnose in den Versuch, die Lebensform Kleinstadt positiv umzudeuten. Er erzählt, wie der Syrer Hamza sich ehrenamtlich engagiert, wie der Bürgermeister einen neuen Campingplatz zum Erfolgsmodell macht und wie es einer Handvoll Einheimischer gelingt, das Armaturenwerk in den Nachwendejahren zu retten. Dass ein sozialer Zusammenhalt daraus entsteht, dass viele Einzelne sich für alle einsetzen, zeigt er nachvollziehbar, und aufgrund seiner erzählerischen, lebendigen Sprache auch nachempfindbar. Ob es aber möglich, ja, legitim ist, das Modell Kleinstadt auf das Lebensgefühl einer ganzen Nation zu projizieren, wie Strauß es von Beginn an versucht, erscheint doch sehr zweifelhaft. Und dann ist da der an manchen Stellen durchbrechende George-Kreis-Tonfall:

„Am Ende muss dieses Land vielleicht wirklich ein Praktikum in seinen ostdeutschen Kleinstädten machen, um seinen Mannschaftsgeist zu finden. [...] Ich glaube an den politischen Wert der Nähe. Ich glaube daran, dass Deutschland uns nur dann weiter zu Herzen gehen wird, wenn es nach einem ideellen Zusammenhang sucht. Nicht nur die Wirtschaft in Schwung bringt und das Migrationsproblem löst, sondern auch eine andere Fahne hisst. Nach dem ruft, was in uns das Höhere weckt.“

Der Begriff „Gemeinschaft“

Das neue Buch von Simon Strauß wird der Diskussion, ob dieser Autor neurechte Diskurse bedient, neue Nahrung geben. Denn es wirkt zunächst durchaus sympathisch, wie er sich für das gemeinschaftliche Lebensgefühl in einer Kleinstadt stark macht. Der von ihm an vielen Stellen so positiv beschworene Begriff der Gemeinschaft aber hat eine hochproblematische Geschichte, auf die Strauß nicht eingeht. Es war der Begründer der deutschen Soziologie, Ferdinand Tönnies, der „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ bereits Ende des 19. Jahrhunderts voneinander differenziert hat. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde dann

die ideologisch hochaufgeladene Idee einer Volksgemeinschaft konstruiert, mit allen fatalen Implikationen. Eine ausdrückliche Abgrenzung von dieser missbräuchlichen Wortverwendung wäre das Mindeste gewesen. Ob der eigentlich historisch sehr reflektierte Autor Strauß die Vorgeschichte einer der Leitvokabeln seiner Argumentation bewusst verschweigt oder ob er sie nicht kennt, bleibt unklar – und man weiß nicht recht, was schlimmer wäre.